

Insel Verlag

Leseprobe



Bierce, Ambrose
Horrorgeschichten

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4285
978-3-458-35985-2

Ambrose Bierce gilt mit seinen gruseligen und alptraumhaften Erzählungen neben Edgar Allan Poe als Begründer der Horror- und Schauer-
geschichte. Mit schwarzem Humor, einem genauen und entlarvenden
Blick für die menschlichen Eigenheiten, teilweise grotesken und über-
raschenden Pointen faszinieren seine Kurzgeschichten bis heute – und
dienten als Vorbild für zahlreiche Autoren und Künstler, von Ernest
Hemingway bis Steven Spielberg.

Ambrose Bierce wurde 1842 in Ohio geboren und arbeitete nach
seiner Zeit als Soldat im Amerikanischen Bürgerkrieg als Journalist.
Berühmt wurde er durch seine meisterhaften Kurzgeschichten und Er-
zählungen. Er ging 1913 nach Mexiko, wo er unter rätselhaften Um-
ständen spurlos verschwand.

insel taschenbuch 4285

Ambrose Bierce

Horrorgeschichten



Ambrose Bierce
Horrorgeschichten

Insel Verlag

Erste Auflage 2014
insel taschenbuch 4285
Originalausgabe
© Insel Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35985-2

Inhalt

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Eine Straße im Mondschein | 9 |
| Die Brücke über den Eulenfluß | 24 |
| Moxons Herr und Meister | 39 |
| Der Zwilling | 54 |
| Chickamauga | 63 |
| Ein Grab ohne Boden | 73 |
| Hundeöl | 85 |
| Das Geheimnis von Macargers Schlucht | 91 |
| Eine Mittelzehe des rechten Fußes | 103 |
| Der Tod von Halpin Frayser | 114 |
| Eine Totenwache | 138 |
| | |
| Zu dieser Ausgabe | 157 |

Eine Straße im Mondschein

1. Bericht des Joel Hetman junior

Ich bin der unglücklichste aller Menschen. Wohlhabend, angesehen, von guter Bildung, gesund, und mit noch manchen anderen Vorzügen versehen, die von denen, die sie besitzen, gering geachtet, von denen aber, die sie nicht besitzen, heiß begehrt werden, denke ich manchmal, daß ich weniger unglücklich wäre, wenn ich all diese Vorzüge nicht besäße. Dann könnte sich jedenfalls der Kontrast zwischen meinen äußeren Umständen und meinem Innenleben nicht ständig so qualvoll bemerkbar machen. Unter der Belastung von Entbehrungen und notwendigen Mühen würde ich vielleicht manchmal das dunkle Geheimnis vergessen, das allen Versuchen, es aufzuklären, nur spottet.

Ich bin das einzige Kind von Joel und Julia Hetman. Der erstere war ein wohlhabender Farmer, die zweite eine schöne und vollkommene Frau, der er mit leidenschaftlicher, aber, wie ich jetzt weiß, auch eifersüchtiger und anspruchsvoller Liebe zugetan war. Das Heim meiner Familie lag ein paar Meilen vor Nashville in Tennessee und war ein großes, unregelmäßiges Gebäude, das keiner bestimmten Stilrichtung der Architektur angehörte. Ein wenig abseits der Straße lag es in einem Park voller Bäume und Büsche.

Zu der Zeit, von der ich hier berichte, war ich neunzehn Jahre alt und Student an der Yale-Universität. Eines Tages erhielt ich von meinem Vater ein so dringliches Telegramm, daß ich, um seinen nicht näher begründeten Wunsch zu erfül-

len, sofort heimreiste. Am Bahnhof von Nashville erwartete mich ein entfernter Verwandter und nannte mir den Grund für meine Abberufung: Meine Mutter war barbarisch ermordet worden. Weshalb und von wem, wußte niemand; die Umstände jedoch waren wie folgt:

Mein Vater war eines Tages nach Nashville gegangen mit der Absicht, am nächsten Nachmittag zurückzukehren. Irgend etwas ließ ihn sein damaliges Geschäft nicht zu Ende führen, und so wanderte er noch in der gleichen Nacht zurück und kam kurz vor der Morgendämmerung an. Bei seiner Aussage vor dem Leichenbeschauer gab er an, er habe keinen Hausschlüssel gehabt, und da er die schlafende Dienerschaft nicht wecken wollen, sei er ohne klar zu bestimmende Absicht um das Haus herum zu dessen Rückseite gegangen. Als er um eine Ecke des Gebäudes bog, hörte er ein Geräusch, als ob eine Tür leise geschlossen würde, und sah undeutlich in der Dunkelheit die Gestalt eines Mannes, der sofort zwischen den Bäumen des Parks verschwand. Eine rasche Verfolgung und kurze Suche – in der Annahme, daß der Eindringling eine Dienerin heimlich besucht habe – blieben erfolglos. So trat mein Vater zu der unverschlossenen Tür ein und stieg die Treppe zu meiner Mutter Zimmer empor. Dessen Tür stand offen, und als mein Vater in die schwarze Dunkelheit trat, stürzte er der Länge lang über einen schweren Gegenstand auf den Fußboden. Ich darf mir die Einzelheiten hier ersparen; es handelte sich um meine arme Mutter, die durch menschliche Hände erwürgt worden war!

Im Hause fehlte nichts; die Diener hatten kein Geräusch gehört, und mit Ausnahme jener schrecklichen Fingerspuren an der Kehle seiner toten Frau – mein Gott! daß ich sie doch

vergessen könnte! – wurde niemals mehr eine Spur von dem Mörder gefunden.

Ich gab mein Studium auf und blieb bei meinem Vater, der sich natürlich sehr veränderte. Schon immer von gesetztem und schweisgammem Charakter, verfiel er jetzt einer so tiefen Niedergeschlagenheit, daß nichts mehr seine Aufmerksamkeit auf längere Zeit fesseln konnte, dagegen alles – ein Schritt, das plötzliche Schließen der Tür – in ihm ein jähes krampfartiges Interesse erweckte. Man hätte diesen Zug fast Angst nennen können. Bei jeder kleinen Überraschung der Sinne fuhr er sichtlich zusammen und wurde oft bleich; und danach verfiel er wieder in seine melancholische Gleichgültigkeit, die tiefer war als vorher. Ich meine, er war einfach ein Nervenwrack. Was mich angeht, so war ich damals jünger als jetzt – und damit ist alles gesagt. Jugend bedeutet *Gilead*, wo Balsam für jede Wunde fließt. Oh, daß ich doch noch einmal in jenem gelobten Land wandeln könnte! Mit dem Leid noch unbekannt, wußte ich nicht, wie ich meinen Verlust bewerten mußte; die Stärke des Schlages konnte ich nicht richtig einschätzen.

Eines Nachts, einige Monate nach jenem schrecklichen Ereignis, gingen mein Vater und ich von der Stadt her nach Hause. Der volle Mond stand seit drei Stunden über dem östlichen Horizont; und über der ganzen Landschaft lag die feierliche Stille einer Sommernacht. Unsere Schritte und das nicht endenwollende Lied der Grillen waren die einzigen Laute. Die schwarzen Schatten der Bäume am Straßenrand lagen quer über der Straße, die in den kurzen Strecken dazwischen geisterhaft weiß schimmerte. Als wir das Tor zu unserem Anwesen erreichten, das ganz im Schatten lag und in dem kein Licht leuchtete, blieb mein Vater plötzlich stehen, packte mich am Arm und sagte kaum vernehmbar:

»Gott! Gott! Was ist das?«

»Ich höre nichts«, erwiderte ich.

»Aber sieh! Sieh doch!« sagte er und wies auf die Straße vor uns.

Ich sagte: »Da ist nichts. Komm, Vater, laß uns hineingehen – du bist krank.«

Er hatte meinen Arm wieder losgelassen und stand starr und bewegungslos in der Mitte der vom Mond beschienenen Straße. Er starrte vor sich hin wie einer, der seiner Sinne beraubt ist. Sein Gesicht zeigte in dem Mondlicht eine unsagbar qualvolle Blässe und Starre. Ich zog sanft an seinem Ärmel, aber er hatte meine Anwesenheit vergessen. Langsam begann er rückwärts zu gehen, Schritt um Schritt, und wandte seine Blicke nicht für eine Sekunde von dem ab, was er sah – oder zu sehen glaubte. Ich drehte mich halb um und wollte ihm folgen, blieb aber unentschlossen stehen. Ich kann mich dabei nicht an ein Gefühl der Furcht erinnern, falls nicht ein plötzlicher Schauer dessen physische Bekundung war. Mir schien, als ob ein eisiger Wind mein Gesicht gestreift und meinen Körper von Kopf bis Fuß eingehüllt hätte; ich konnte seine Bewegung sogar in meinem Haar spüren.

In diesem Augenblick wurde meine Aufmerksamkeit von einem Licht, das plötzlich aus einem oberen Fenster unseres Hauses fiel, abgelenkt. Eine Dienerin war durch was auch immer für eine mysteriöse Vorahnung des Bösen geweckt worden, und einem Drang gehorchend, den sie niemals mehr erklären konnte, hatte sie eine Lampe angezündet. Als ich mich umdrehte, um nach meinem Vater zu sehen, war er verschwunden, und in all den Jahren, die seitdem vergingen, drang über die Grenze der Mutmaßung aus dem Reich des Unbekannten kein Geflüster über sein Schicksal.

2. Bericht des Caspar Grattan

Heute hält man mich noch für lebendig: morgen wird hier in diesem Zimmer ein fühlloser Lehmklumpen liegen, der nur zu lange ich war. Falls irgend jemand das Tuch vom Gesicht dieses unschönen Gegenstandes heben wird, so nur um einer krankhaften Neugier willen. Einige werden zweifellos noch weitergehen und fragen: »Wer war er?« In diesem Bericht gebe ich die Antwort, die zu geben ich fähig bin – Caspar Grattan. Sicher sollte das genügen. Dieser Name hat meinen geringen Bedürfnissen während mehr als zwanzig Jahren eines Lebens von unbekannter Länge gedient. Es ist wahr, ich gab ihn mir selbst, aber da ich keinen anderen besaß, hatte ich das Recht dazu. In dieser Welt muß man einen Namen haben; er verhindert Unklarheiten, selbst wenn er keine Identität begründet. Manche Menschen sind nur durch Zahlen bezeichnet, was ebenfalls eine unzureichende Unterscheidung zu sein scheint.

Eines Tages ging ich zum Beispiel eine Straße in einer weit von hier entfernten Stadt entlang, als ich zwei Männern in Uniform begegnete, von denen einer kurz stehenblieb, mir neugierig ins Gesicht blickte und zu seinem Begleiter sagte: »Dieser Mann sieht aus wie 767.« Etwas an dieser Zahl kam mir vertraut und entsetzlich vor. Durch einen unbeherrschbaren Impuls gedrängt, sprang ich in eine Seitenstraße und rannte davon, bis ich auf einem Feldweg erschöpft niederfiel.

Niemals wieder habe ich diese Zahl vergessen, und immer, wenn sie mir ins Gedächtnis kommt, wird sie begleitet von der Erinnerung an durcheinandergeredete Zoten, dröhnendes, freudloses Gelächter und das Schmetterern von Eisentüren. So sage ich denn, daß ein Name, auch ein selbstgewählter,

besser ist als eine Zahl. Im Register des Urnenfeldes werde ich bald beides haben. Was für ein Reichtum!

Denjenigen, der diese Aufzeichnung findet, muß ich um Nachsicht bitten. Es handelt sich nicht um die Geschichte meines Lebens; das Wissen, um diese niederzuschreiben, ist mir versagt. Dies ist nur ein Bericht von einzelnen und anscheinend unzusammenhängenden Erinnerungen, von denen einige so klar einander folgen wie Brillantperlen auf einem Faden; andere aber sind weit zurückliegend und merkwürdig und erscheinen wie rote Träume mit leeren und schwarzen Zwischenräumen – wie Hexenfeuer, die still und rot in einer weiten Einöde glühen.

Während ich am Ufer der Ewigkeit stehe, wende ich mich um zu meinem letzten Blick landeinwärts auf den Weg, den ich bis hierher ging. Hinter mir liegen zwanzig Jahre mit deutlich erkennbaren Fußabdrücken – den Abdrücken blutender Füße. Die Spuren führen durch Armut und Qual, sind taumelig und unsicher wie von einem, der unter einer schweren Last dahinwankt – vereinsamt, freudlos, melancholisch, langsam.

Oh, diese dichterische Prophezeiung meines Daseins – wie bewundernswert, wie gräßlich bewundernswert!

Weiter zurück, vor dem Anfang dieser Via Dolorosa – dieses Epos des Leidens voller Episoden der Sünde – sehe ich nichts mehr klar; mein Weg kommt aus einer Wolke heraus. Ich weiß, daß er nur zwanzig Jahre durchläuft, und doch bin ich ein alter Mann.

Man erinnert sich nicht an seine Geburt; es muß einem davon erzählt werden. Mit mir aber war es anders; das Leben kam zu mir mit vollen Händen und stattete mich gleich von Anbeginn mit all meinen Fähigkeiten und Kräften aus.

Von einer früheren Existenz weiß ich nicht mehr als andere, denn alle besitzen nur stammelnde Andeutungen, die Erinnerungen und vielleicht auch Träume sein mögen. Ich weiß nur, daß mein erstes Bewußtwerden ohne Überraschung oder Mutmaßungen aufgenommen wurde. Ich fand mich einfach in einem Wald laufen, nur halb angezogen, fußkrank, unaussprechlich müde und hungrig. Als ich ein Farmhaus erblickte, trat ich näher und bat um Essen, das mir von einem Mann gegeben wurde, der nach meinem Namen fragte. Ich kannte ihn selbst nicht, wußte aber, daß alle Menschen Namen hatten. Sehr verwirrt zog ich mich zurück, und da die Nacht hereinbrach, legte ich mich im Wald nieder und schlief.

Am nächsten Tag kam ich in eine große Stadt, deren Namen ich nicht nennen werde. Auch will ich weitere Einzelheiten dieses Lebens, das jetzt enden soll, nicht aufzählen. Es war ein Wanderleben, auf dem mich immer und überall das mächtige Bewußtsein von einem als Strafe für ein Unrecht begangenen Verbrechen und einem Schrecken als Strafe für dieses Verbrechen verfolgte. Ich will sehen, ob ich das in einen Bericht fassen kann.

Mir scheint, als ob ich einst in der Nähe einer großen Stadt gelebt hätte, wo ich ein wohlhabender Pflanzer und mit einer Frau verheiratet war, die ich liebte, der ich aber mißtraute. Wir hatten, so scheint es mir manchmal, ein Kind, einen vielversprechenden jungen Mann mit glänzenden Gaben. Er bleibt stets eine vage Gestalt, ist nie klar umrissen, sondern verschwindet häufig ganz aus dem Bild.

Eines unglücklichen Abends kam es mir in den Sinn, die Treue meiner Frau in einer vulgären und gewöhnlichen Weise, die jedem vertraut ist, der Tatsachenliteratur und Dichtung kennt, zu prüfen. Ich begab mich in die Stadt und sagte mei-

ner Frau, daß ich bis zum nächsten Nachmittag abwesend sein würde. Ich kehrte jedoch noch vor Tagesanbruch zurück und ging zur Rückseite des Hauses, um dort durch eine Tür einzutreten, die ich insgeheim so hergerichtet hatte, daß sie verschlossen zu sein schien, es aber nicht wirklich war. Als ich mich dieser Tür näherte, hörte ich, wie sie leise geöffnet und geschlossen wurde, und ich sah einen Mann sich in die Dunkelheit davonstellen. Mit Mordgedanken im Herzen sprang ich ihm nach, aber er war verschwunden, ohne auch nur das Pech gehabt zu haben, von mir erkannt worden zu sein. Heute kann ich mich manchmal nicht einmal mehr dazu überreden, daß es ein menschliches Wesen war.

Verrückt vor Eifersucht und Wut, blind und bestialisch in all den elementaren Leidenschaften beleidigter Männlichkeit, drang ich in das Haus ein und sprang die Treppe empor zum Zimmer meiner Frau. Die Tür war verschlossen, aber da ich auch ihr Schloß präpariert hatte, drang ich leicht ein und stand trotz der schwarzen Dunkelheit sofort neben dem Bett meiner Frau. Meine tastenden Hände sagten mir, daß das Bett zwar zerwühlt, aber leer sei.

»Sie ist unten«, dachte ich, »und durch mein Eindringen erschreckt, ist sie mir in der Dunkelheit der Halle ausgewichen!«

Mit der Absicht, sie zu suchen, drehte ich mich um und wollte das Zimmer verlassen, nahm aber eine falsche Richtung – die richtige! – und stieß mit dem Fuß gegen die Frau, die in einer Ecke des Zimmers kauerte. Sofort waren meine Hände an ihrer Kehle und erstickten einen Schrei. Meine Knie drückten auf ihren kämpfenden Körper, und dort in der Dunkelheit, ohne ein Wort der Anklage oder des Vorwurfs, würgte ich sie, bis sie tot war!

Damit endet mein Traum. Ich habe ihn in der Vergangenheit erzählt, aber die Gegenwartsform würde ihm mehr entsprechen, denn immer und immer wieder von neuem findet diese düstere Tragödie in meinem Bewußtsein statt. Hin und her überlege ich meinen Plan, erleide die Bestätigung meines Mißtrauens und vergelte das Unrecht. Dann aber ist alles leer, und später schlägt der Regen gegen die schmutzigen Fenster, oder der Schnee fällt auf meine armselige Kleidung, Räder rattern in den schmutzigen Straßen, wo mein Leben in Armut und mit gemeinen Arbeiten dahinfließt. Wenn da jemals Sonnenschein war, so erinnere ich mich dessen nicht mehr; wenn es Vögel gegeben hat, so sangen sie mir nicht.

Dann habe ich noch einen anderen Traum, eine andere Vision von einer Nacht. Ich stehe im Schatten neben einer mondlichtbeschiedenen Straße. Ich bin mir der Anwesenheit eines anderen Menschen bewußt, aber wer das ist, kann ich nicht recht erkennen. Im Schatten eines großen Gebäudes entdecke ich das Schimmern weißer Gewänder; dann steht die Gestalt einer Frau vor mir auf der Straße – meine ermordete Frau! Tod steht in ihrem Antlitz; an ihrer Kehle sind Würgemale. Die Augen hat sie mit unendlichem Ernst, der weder Vorwurf noch Haß oder Drohung, noch irgend etwas anderes, weniger Schrecklicheres als nur Erkennen ist, auf mich gerichtet.

Vor dieser furchtbaren Erscheinung ziehe ich mich voller Entsetzen zurück – einem Entsetzen, das noch beim Schreiben auf mir lastet.

Ich kann nicht länger die Worte formen! Da! Sie ...

Jetzt bin ich wieder ruhig, aber es gibt nun nichts mehr zu berichten: Der Vorfall endet, wo er begann – in Dunkelheit und Zweifel.

Ja, ich habe wieder die Herrschaft über mich selbst gewon-

nen, bin wieder der »Kapitän meiner Seele«. Aber das bedeutet keinen Aufschub; es ist nur ein anderes Stadium und eine andere Phase der Sühne. Meine Buße, die im Grad unveränderlich bleibt, ändert sich jedoch in der Art: Eine ihrer Varianten ist die Ruhe. Letztlich handelt es sich nur um ein lebenslängliches Urteil. »Auf Lebenszeit in die Hölle« – das wäre freilich eine törichte Strafe, denn der Angeklagte kann ihre Dauer selbst wählen. Heute geht meine Frist zu Ende.

Jedem und allen wünsche ich den Frieden, den ich nicht kannte.

3. Bericht der verstorbenen Julia Hetman, durch das Medium Bayrolles abgegeben

Ich hatte mich frühzeitig zurückgezogen und war fast augenblicklich in einen friedlichen Schlummer gefallen, aus dem ich mit jenem unbestimmbaren Gefühl der Gefahr erwachte, das, wie ich glaube, in jenem anderen, früheren Leben eine allgemeine Erfahrung ist. Von der Bedeutungslosigkeit dieses Gefühls war ich zwar völlig überzeugt, aber dadurch bannete ich es nicht. Mein Mann, Joel Hetman, war fort; die Dienerschaft schlief in einem anderen Teil des Hauses. Dies waren jedoch vertraute Bedingungen, die mich niemals vorher beunruhigt hatten. Trotz allem steigerte sich die seltsame Furcht zu so unerträglichem Ausmaß, daß sie mein Zögern besiegte, ich mich aufrichtete und die Lampe neben meinem Bett anzündete. Im Gegensatz zu meiner Erwartung verschaffte mir das keine Erleichterung; das Licht wirkte eher wie eine zusätzliche Gefahr, denn ich überlegte mir, daß es unter der Tür hervorscheinen und meine Anwesenheit dem Bösen, was

auch immer draußen schleichen möchte, verraten würde. Ihr, die ihr noch im Fleisch wandelt und den Schrecken der Einbildungskraft unterworfen seid, stellt euch vor, wie entsetzlich eine Furcht sein muß, die Sicherheit vor den bösen Dingen der Nacht in der Dunkelheit sucht! Das bedeutet, nahe an einen unsichtbaren Feind heranzuspringen, und ist die Strategie der Verzweiflung!

Ich löschte also die Lampe wieder, zog die Bettdecke über den Kopf und lag zitternd und schweigend da, unfähig zu schreien und das Beten vergessend. In diesem erbarmungswürdigen Zustand muß ich stundenlang, wie ihr es nennt, gelegen haben. Für uns freilich gibt es keine Stunden, keine Zeit.

Endlich kam es – ein leises, unregelmäßiges Geräusch von Schritten auf der Treppe! Sie waren langsam, zögernd, unsicher, wie von jemandem, der den Weg nicht sehen kann; meinem verwirrten Verstand erschien das nur um so entsetzlicher, da es sich um die Annäherung irgendeines blinden und seelenlosen Unheils handeln mußte, mit dem man nicht verhandeln konnte. Ich glaubte sogar, daß ich die Lampe in der Halle brennen gelassen hätte und das Tappen dieser Kreatur also bewies, daß es sich um ein Monstrum der Nacht handeln müßte. Dies war töricht und mit meiner vorigen Furcht vor dem Licht unvereinbar, aber was will man machen? Die Furcht hat keinen Verstand, sie ist ein Narr. Das düstere Zeugnis, das sie ablegt, und der feige Rat, den sie einflüstert, stehen in keinem Zusammenhang. Wir wissen dies wohl, wir, die wir in das Reich des Schreckens eingegangen sind und in ewiger Dämmerung durch die Szenerie unseres früheren Lebens schleichen, unsichtbar selbst untereinander und doch uns an einsamen Orten versteckend; nach Rede mit unseren Lieben verlangend und doch stumm und vor

ihnen so viel Angst empfindend wie sie vor uns. Manchmal allerdings wird unser Unvermögen beseitigt und das Gesetz aufgehoben: Durch die Mächte der Liebe oder des Hasses, die den Tod nicht kennen, brechen wir den Zwang und werden von denen gesehen, die wir warnen, trösten oder strafen wollen. Welche Gestalt wir für sie zu haben scheinen, wissen wir nicht; wir wissen nur, daß wir selbst jene erschrecken, die wir am meisten zu trösten wünschen und von denen wir am meisten Zärtlichkeit und Mitgefühl ersehnen.

Vergebt, ich bitte euch, einer, die einmal eine Frau war, diese inkonsequente Abschweifung. Ihr, die ihr uns auf diese unvollkommene Weise befragt – ihr versteht nichts. Ihr stellt törichte Fragen über unbekannte oder verbotene Dinge. Vieles, was wir wissen und in unserer Sprache mitteilen könnten, ist bedeutungslos in eurer Sprache. Wir müssen uns mit euch durch einen stammelnden Geist in Verbindung setzen und durch jene kleinen Bruchstücke unserer Sprache, die auch ihr verstehen könnt. Ihr glaubt, wir seien von einer anderen Welt. Nein, wir haben Kenntnis von keiner anderen Welt als der euren, obwohl sie für uns kein Sonnenlicht, keine Wärme, keine Musik, kein Lachen, kein Vogelsingen noch irgendeine Gesellschaft mehr birgt. O Gott! Was bedeutet es alles, ein Geist zu sein, zitternd und geduckt in einer veränderten Welt zu wandeln, eine Beute von Sorge und Verzweiflung!

Nein, ich starb nicht vor Furcht: Das Ding drehte um und ging davon. Ich hörte es die Treppen hinuntersteigen, sehr eilig, wie mir schien, als ob es selbst von plötzlicher Furcht erfaßt worden sei. Dann stand ich auf, um nach Hilfe zu rufen. Kaum hatte meine zitternde Hand den Türknauf gefunden, als ich – gnädiger Himmel! – es zurückkommen hörte. Seine Schritte, als es die Treppe heraufstieg, waren jetzt schnell,